



Jelena Kostjutschenko

Das Land, das ich liebe

Wie es wirklich ist, in Russland zu leben

*Aus dem Russischen
von Maria Rajer*



PENGUIN VERLAG

Die in diesem Buch enthaltenen Reportagen erschienen
erstmals auf Russisch in der *Nowaja Gaseta*.

Die begleitenden autobiografischen Essays sind eigens für dieses Buch
geschrieben und hier erstmals veröffentlicht worden.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967



2. Auflage

Copyright © 2023 Jelena Kostjutschenko

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Lektorat: Tamina Kutscher

Umschlaggestaltung: Hafen Werbeagentur, Hamburg,

nach einer Originalvorlage von Penguin Random House UK

Umschlagmotiv: Nana Heitmann / Magnum Photos / Agentur Focus

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60324-5

www.penguin-verlag.de

Für Nugsar Mikeladse

was noch:
wenn die nacht anbricht
sollen
alle ihre augen schließen

wenn der tag
anbricht
sollen
alle ihre augen öffnen

Fjodor Swarowski

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	11
Kapitel 1	13
Die Männer aus dem Fernsehen.	13
Putin spielt schon lange, aber find mal einen passenden Medwedew	20
Kapitel 2	24
Das Ende der Kindheit	24
Leben in der Ruine	28
Kapitel 3	49
Moskau ist nicht Russland.	49
Leben am Gleisrand	53
Kapitel 4	76
Gerechtigkeit vs. Anstand	76
Vom Morgengrauen bis zum Morgengrauen.	82
Kapitel 5	96
Hilflosigkeit	96
Zahlen	102
Kapitel 6	103
Eine Frau sein	103
Die Straße	110
Kapitel 7	128
Meine wahre, unsichtbare Liebe	128
»In Liebe und Trauer«	133

Kapitel 8	146
Nichtrussen	146
Die letzten Hubschrauber	152
Kapitel 9	195
Mein erster Krieg (Mama und die Krim)	195
»Ihr Mann ist freiwillig unter Beschuss geraten.«	202
Kapitel 10	218
Erinnern (und Vergessen)	218
Die Träume von Beslan.	225
Kapitel 11	250
Herz der Finsternis	250
Rost	257
Kapitel 12	304
Der Faschismus ist längst da (macht die Augen auf)	304
Das Internat.	314
Kapitel 13	372
Der Krieg (wie er keimte und erstarkte).	372
Mykolajiw	380
Schluss	397
Die <i>Nowaja</i> und ich (wir waren eine Sekte).	397
Anhang	405
Dank	405
Anmerkungen.	406
Chronologie	410

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Ich schreibe diese Zeilen in Berlin.

Diese Stadt wurde zu meiner Zuflucht.

Sie wurde zu meiner Hoffnung.

Ich wohne in der Nähe des Flughafens Tempelhof. Früher sind von hier Passagierflugzeuge gestartet. Später Militärflugzeuge. Dann landeten hier Transportflugzeuge, die Lebensmittel brachten. Dann kamen wieder Passagierflugzeuge. Jetzt wächst hier hohes Gras. Ich zerrupfe es zwischen meinen Fingern und denke: Alles geht vorbei.

Berlins Straßen sprechen viele Sprachen. Oft höre ich Russisch. Diese Straßen haben auch mich aufgenommen. Ich habe viel Hilfe bekommen. Kein einziges Mal wurde mir gesagt, mich träfe eine Schuld, weil ich Russin bin.

Das sage ich mir selbst.

Meine Mutter kam mich für acht Tage in Berlin besuchen. Sie hatte erst beim zweiten Anlauf ein Visum bekommen. Am ersten Tag weinten wir nur und lagen uns in den Armen. Dann sagte sie: Lass uns rausgehen.

Vor vielen Jahren, als sie zum ersten Mal in Berlin war, wollte sie den Reichstag sehen. Sie wollte die Wände anfassen, an denen sowjetische Soldaten Inschriften hinterlassen hatten. Ihr Vater hatte gegen den Faschismus gekämpft und gesiegt. Sie wollte diesen Sieg nachfühlen, ihrem Vater nahe sein.

Dieses Mal wollte sie nicht in den Reichstag. Wir gingen in meinem Kiez spazieren, sie hielt meine Hand. Sie wollte sehen, dass die Stadt gut zu mir ist. Dass sie mich nun beschützen würde. Ihre Tochter hatte gegen den Faschismus gekämpft und

verloren; die Möglichkeit, nach Hause zurückzukehren, war ihr nun verwehrt.

(Wenn ich »Zuhause« sage, bleibt mir das Herz im Halse stecken und ruht dort als warmer Stein. Er wandert nicht nach unten.)

Zum ersten Mal in meinem Leben gehe ich mit meiner Partnerin durch die Straßen und küsse sie, wann immer ich es möchte. Und sie küsst mich, wann immer sie es möchte. Niemand schaut sich nach uns um. Ich habe keine Angst vor Polizisten. Ich gehe an den unterschiedlichsten Demonstrationen vorbei und fühlte keine Gefahr.

Manchmal entdecke ich goldene Vierecke mit Namen vor meinen Füßen – Namen von Menschen, die Deutschland ermordet hat.

Ich habe dieses Buch meinen deutschen Freunden gezeigt. Sie sagten: Du hast dem Buch einen seltsamen Titel gegeben. So was sagt man bei uns nicht, höchstens Menschen, die radikal rechts sind. Sein Land zu lieben ist gefährlich. Das hat uns schon einmal in die Katastrophe geführt. Man kann seinen Partner oder seine Partnerin lieben, seine Kinder oder sogar seine Nachbarn – Menschen eben, aber nicht das Land.

Denn Liebe zu einem Land endet im Blutvergießen.

Dem konnte ich nichts entgegensetzen.

Ich denke nicht, dass Liebe Blutvergießen erfordert. Es sind Politiker, die im Namen der Liebe Blut fordern. Sie sagen: Aus Liebe müsst ihr zu Mördern werden.

Ich denke, jetzt, in Zeiten des Krieges, müssen wir uns dringend darüber klar werden, was wir fühlen und warum. Was unsere Gefühle sind, und was die Dinge, die uns zu diesen Gefühlen verpflichten.

Ich möchte verstehen, wie ich angefangen habe, mein Land zu lieben. Und was ich aus dieser Liebe heraus tun musste. Wohin sie mich gebracht hat. Ich dachte nach und schrieb, und dieses Buch ist das Ergebnis. Jetzt möchte ich mit Euch zusammen nachdenken. Ich bin mir sicher, dass wir einander viel zu sagen haben.

Kapitel 1

Die Männer aus dem Fernsehen

Ich habe keine Erinnerungen an mich als kleines Kind, erst an die Zeit, als ich etwa vier war, vielleicht auch drei. Ich erinnere mich an Silhouetten, die sich über mich beugten. Und an meine Großmutter. Sie starb, als ich fünf war, also muss ich bei meinen frühen Erinnerungen jünger gewesen sein. Großmutter machte gemeine Scherze und lachte, wenn sie mir auf die Finger haute. Sie war krank und nicht immer bei Verstand. Wenn sie der Wahnsinn überkam, wurde sie ganz schüchtern und versuchte sich einzuschmeicheln. Sie bildete sich ein, sie wohne bei fremden Menschen, deswegen versuchte sie, uns zu gefallen. Wenn sie wieder zu sich kam, war sie die Frau, die sie viele Jahre gewesen war: das Familienoberhaupt. Sie war es gewohnt, dass man ihr gehorcht, und sie forderte diesen Gehorsam ein.

Ich war oft krank, ständig erkältet. Nur selten ging ich aus dem Haus. In meinen Erinnerungen herrscht immer dämmriges Licht: Gegenüber wird gebaut, und das Haus verdeckt langsam das Licht. In der rechten Zimmerecke steht ein Klavier – gekauft auf Zuwachs. Mama hofft, dass ich eines Tages lerne, es zu spielen. In der linken Ecke steht ein Fernseher. Er läuft, aber das Bild ist unscharf, voller Schnee, dadurch wirkt es schwarz-weiß.

Der Fernseher war riesig, oder zumindest kam er mir kleinem Ding so vor, und hatte einen gewölbten silbergrauen Bildschirm aus dickem Glas. Darauf ließ sich gerne Staub nieder. Ich rückte einen Stuhl heran, kletterte herauf und berührte den Bildschirm mit dem

Finger. Mir war, als berührte ich die Flügel einer Motte, ganz, ganz zärtlich. Elektrostatik, sagte Mama.

Ich erwartete den Abend wie ein mir rechtmäßig zustehendes Vergnügen. Dann sollte die Sendung »Gute Nacht, ihr Kindlein« kommen. Die Marionetten, ein Schweinchen namens Chruscha und ein Häschen namens Stepascha, würden sich unterhalten, und dann würde ein Trickfilm laufen. Ich mochte die gezeichneten Trickfilme, aber manchmal kamen auch welche mit Knetfiguren oder Puppen. Das erschien mir wie eine gemeine Verschwendung des Wunders Fernseher. Mit Puppen konnte ich selber spielen.

Ich bemerkte, dass Mutter den Fernseher immer schon eher einschaltete als zu »Gute Nacht, ihr Kindlein«. Sie kam von der Arbeit, hängte ihren Mantel auf und ohne die Schuhe auszuziehen, setzte sie sich gleich auf die Couch. Sie wartete ein paar Minuten, bis die Füße nicht mehr so sehr wehtaten, dann stand sie auf, ging schweren Schrittes zum Fernseher und schaltete ihn ein. Da lief eine Serie über Erwachsene oder die Nachrichten. Ich hasste Nachrichten, ich verstand nicht, wie man sich so was freiwillig anschauen konnte. Das Bild, das sich durch den Schnee kämpfte, war verschwommen. Die Leute schrien, gingen irgendwohin, manchmal waren da auch Moderatorinnen und Moderatoren – sie sahen alle gleich aus und redeten auch alle gleich. Ich verstand nicht, was sie sagten. Mama schaute hin und schwieg. Sie war sehr müde.

Allmählich begriff ich, was passierte. Mama erklärte mir, dass unser Land früher die Sowjetunion gewesen war, aber heute hieß es Russland. Und dass es in der Sowjetunion besser war, es gab viel Essen, und die Menschen waren nett. Jetzt war es anders. Später erfuhr ich, dass Mama Chemikerin war, aber da, wo sie gearbeitet hatte, bekam jetzt niemand mehr Geld, deswegen arbeitete sie jetzt als Putzfrau und als Lehrerin und wusch auch noch die Windeln in meinem Kindergarten. Deswegen war sie so müde und nahm mich nicht so oft in den Arm, wie ich es gern hätte. Ich fragte, wer daran schuld war, dass aus der Sowjetunion Russland geworden war.

Mama sagte: Jelzin. Und wer ist Jelzin? Der Präsident. Was ist ein Präsident? Der wichtigste Mensch im Land.

Mama zeigte ihn mir, als die Nachrichten liefen. Der wichtigste Mensch im Land war alt und hässlich, und er hatte einen Riesenkopf. Ich verstand nicht, was er sagte. Er nuschelte, wie meine Großmutter, wenn sie krank war, und zog die Wörter in die Länge.

Ich sah ihn an und dachte: Du bist schuld, dass meine Mutter so erschöpft herumläuft. Dass sie beim Gehen mit den Füßen schlurft wie eine alte Frau. Dass sie nicht mit mir spielt und mich nicht so oft in den Arm nimmt, wie ich es gern hätte. Dass die Menschen früher nett waren und in der Sowjetunion wohnten, und jetzt wohnten wir in Russland, und Russland war schlechter. Wenn Jelzin auf dem Fernsehbildschirm erschien, verzog ich das Gesicht und sagte: Der ist böse. Als Antwort lächelte Mama manchmal. Also fing ich an, regelmäßig mit ihr Nachrichten zu schauen und auf Jelzin zu schimpfen, um sie lächeln zu sehen.

Manchmal besuchten Mama Freunde aus der Studienzeit. Sie saßen in der Küche, ich wuselte um sie herum. Wenn sie über Jelzin sprachen, spitzte ich die Ohren. In der nächsten Gesprächspause sagte ich: Jelzin ist böse. Die Erwachsenen lachten. Sie sagten: Deine Tochter ist schon ganz erwachsen. Die Erwachsenen sagten mir, dass Jelzin ein Trinker war. Also sagte ich fortan: Jelzin ist ein böser Trinker. Auch darüber lachten alle.

Je älter ich wurde, desto mehr verstand ich von den Nachrichten. Bergarbeiter schlugen mit ihren Helmen auf eine Brücke in Moskau. Mama überwies den Bergarbeitern Geld, sie sagte: Sie haben nichts zu essen. Die Tschetschenen führten Krieg gegen die Russen. Ich hatte Angst vor den Tschetschenen, ich dachte, sie wären schreckliche, bärtige Bösewichte, fast so wie Piraten, zu gern hätte ich einen von ihnen mal gesehen. Außerdem gab es Banditen. Die habe ich auch nicht gesehen, aber gehört. Manchmal wurde vor unseren Fenstern geschossen. Dann sagte Mama: Geh vom Fenster weg.

Als ich fünf war, erfuhr ich, dass wir alle sterben werden. Und dass auch Mama sterben kann. Bald darauf wurde mir klar, dass

Mama nicht nur irgendwann am Alter sterben kann, sondern schon jetzt, wegen der Banditen. Seitdem fürchtete ich die Abende. Abends ist das Böse näher, die Dunkelheit bereitet ihm den Weg. Ich setzte mich ans Fenster und schaute aufmerksam in die Dunkelheit. Ich glaubte daran, dass mein Blick Mama den Weg nach Hause leuchtete, sie beschützte. Manchmal wurde die Angst zu groß. Dann nahm ich eine Metalldose mit Knöpfen und sortierte sie. Die Knöpfe schützten mich ein bisschen vor der Angst.

Als ich in der dritten Klasse war, sah ich einmal Banditen aus der Nähe. Es war auf dem Heimweg, ich ging nicht über die Straße, sondern durch die Hinterhöfe. Mama verbot mir, das zu tun, aber ich wollte schnell nach Hause. Ich sah drei Männer, und noch einen, aber der gehörte irgendwie nicht dazu. Ich weiß noch, dass sie schwarze Ledermäntel trugen – aber vielleicht habe ich mir das auch später ausgedacht. Einer von ihnen fluchte derb, dann zog ein anderer eine Pistole, sie war klein und sehr, sehr schwarz. Ich versteckte mich im nächsten Hauseingang und wartete auf die Schüsse. Es waren zwei. Ich wartete noch ein bisschen, dann steckte ich den Kopf hinaus. Der Mann, der allein gewesen war, lag zusammengekauert auf dem Boden, hinter seinem Ohr war es rot. Die Banditen waren nicht zu sehen. Ich machte einen großen Bogen um den Mann und rannte schnell nach Hause. Mama erzählte ich nichts davon. Ich wusste, dass einem vor Aufregung das Herz stehen bleiben kann, und ich wollte mit meinem ganzen kleinen Körper, dass sie lebte.

Die Banditen waren wegen Jelzin aufgetaucht, genau wie die Dunkelheit vor unseren Fenstern und die langen Abende, wenn ich darauf wartete, dass Mama von der Arbeit kam, und an Jelzin lag es auch, dass wir nicht genug Geld hatten – mittlerweile wusste ich, was Geld ist, und was es wert ist. Manchmal hatten wir kein Essen im Haus. Mit neun fing ich an, in einem Ensemble zu singen. Von Zeit zu Zeit gaben wir Konzerte in Krankenhäusern oder Theatern, dafür wurden wir bezahlt. Die einfachen Sänger und Sängerinnen bekamen 30 Rubel, die Solosängerinnen 60. Ich wollte Solosängerin sein. 60 Rubel – das waren sieben Laibe Schwarzbrot.

Ich fragte Mama: Wenn die Sowjetunion so ein gutes Land war, warum habt ihr es nicht beschützt? Mama erwiderte: Weil man uns betrogen hat. Jelzin hat uns betrogen.

Seitdem schaute ich die Nachrichten mit schadenfreudigem Eifer: Ich wartete darauf, dass Jelzin stirbt. Das mussten sie in den Nachrichten unbedingt zeigen. Aber er starb und starb nicht. Andere Leute starben. Begräbnisse waren damals an der Tagesordnung, ständig trug man mit rotem Stoff verkleidete Särge durch unseren Hof. Ich ging hin und fragte: Woran ist er gestorben? Woran ist sie gestorben? Die Menschen vergifteten sich mit Alkohol, erhängten sich, kamen bei Schießereien um, wurden bei Raubüberfällen getötet oder starben in Krankenhäusern, in denen es keine Medikamente und keine Ärzte gab. Aber meine Mama lebte, mein Blick beschützte sie. Manchmal verhandelte ich mit Gott. Ich sagte zu ihm: Wenn Mama stirbt, dann gehe ich in den Wald und lebe dort, und was willst du dann machen?

Und als ich in der siebten Klasse war, machte Jelzin Folgendes: An Neujahr, als Mama und ich am schön gedeckten Tisch saßen, sagte er vom Fernseher aus: Ich bin müde, ich gehe. Und hörte auf, Präsident zu sein. Das war das Neujahrswunder. Mama lachte und weinte, sie rief ihre Freunde an, und ich dachte: Das war es. Jetzt beginnt ein neues Leben.

Ein halbes Jahr später waren Wahlen. Man wählte Putin. Der sah ganz anders aus als Jelzin: jung, sportlich, mit klaren Augen. Die Augen waren das Einzige an seinem Gesicht, das man sich gut merken konnte. Bemerkenswert war auch die Stimme. Es schien, als müsste er sich beherrschen, um nicht zu knurren. Dafür freuten sich alle, wenn er lächelte.

Mama hatte nicht für Putin gestimmt. Sie sagte: Der ist ein KGBler. Zwei Wohnungen bei uns gegenüber gehörten KGBlern. Manisch misstrauische Leute, die viel tranken und unfreundlich waren. Wir hatten nichts mit ihnen zu tun. Am Tag der Wahlen kamen die Leute von den Wahllokalen und fragten einander: Haben Sie Putin gewählt? Wir auch. Ich wurde auch gefragt, nach Mama. Ich

sagte: Nein, wir sind für die Kommunisten. Da riefen die Jungs vom Hof: Die Kommunisten sind schon alle tot. Wir hätten uns fast geprügelt.

Die Menschen glaubten daran, dass Putin sie beschützen würde. Vor den Wahlen waren in mehreren Städten Häuser explodiert. Wir lernten das Wort »Terroranschlag«. Nachts hielten jetzt Männer aus unserem Haus Wache, damit niemand unseren Keller verminnte. Putin sagte, man müsse alle Terroristen einfach umbringen, dann würden auch keine Häuser explodieren. Er fing einen neuen Krieg in Tschetschenien an. Und ich fing an, als Putzfrau zu jobben. Ich war fast erwachsen und wollte Geld verdienen, damit Mama nicht mehr ganz so müde war. Nun war ich so müde, dass ich nach Hause kam und mich wie Mama, ohne die Schuhe auszuziehen, auf die Couch setzte, damit die Füße sich kurz erholten. Mama schimpfte nicht.

Der Fernseher funktionierte immer schlechter. Hinter dem Schnee erkannte man kaum noch die Gesichter. Ich fing an, Zeitung zu lesen, die gab es in der Schulbibliothek. Ich fand Gefallen daran, die Bilder flackerten nicht und man konnte nachdenken, während man las. Und dann fing ich selbst an, bei einer Zeitung zu arbeiten. Dort zahlten sie nicht schlechter als beim Putzen. Ich schrieb über Betrugsfälle mit gefälschten Bustickets, über ein Krankenhaus für Jugendliche und über Skinheads, die es in unserer Stadt plötzlich gab. Ich war stolz darauf, dass ich über erwachsene Dinge schrieb, und hielt mich für eine Journalistin.

Dann kaufte ich zufällig eine *Nowaja Gaseta*. Ich schlug sie auf und las einen Artikel über Tschetschenien. Darin ging es um einen Jungen, der seiner Mutter verbot, russische Musik im Radio zu hören. Weil russische Soldaten seinen Vater mitgenommen und als Leiche mit abgeschnittener Nase zurückgebracht hatten. In dem Artikel gab es Worte wie »Satschistka/Säuberung« und »Kontrollpunkt«. In dem Dorf Mesker-Jurt hatten Soldaten 36 Menschen getötet. Einen Mann (er überlebte) hatte man gekreuzigt, seine Handflächen mit Nägeln durchgeschlagen. Unter dem Artikel stand ein Name: Anna Politkowskaja.

Ich ging in die Kreisbibliothek und ließ mir einen Stapel der *Nowaja Gaseta* aus dem Archiv geben. Ich suchte ihre Artikel heraus. Und las sie. Ich dachte, ich bekomme Fieber, ich befühlte meine Stirn, sie war kalt, nass, tot. Mir wurde klar, dass ich nichts über mein Land wusste. Das Fernsehen hatte mich belogen.

Mehrere Wochen ging ich mit diesem Gefühl umher. Ich las, ging durch den Park, las weiter. Ich wollte mit einem Erwachsenen sprechen, aber es gab keine Erwachsenen – alle glaubten dem Fernsehen.

Ich war wütend auf die *Nowaja Gaseta*. Sie hatte mir die öffentliche Wahrheit geraubt, und eine eigene hatte ich doch noch nie gehabt. Ich bin 14, dachte ich, und bin jetzt ein Krüppel.

Später entschied ich, dass ich bei der *Nowaja Gaseta* arbeiten wollte.

Ein paar Jahre später klappte das auch.

Putin spielt schon lange, aber find mal einen passenden Medwedew

8. Mai 2008

Schon einen Tag vor der Einführung von Dmitri Medwedew ins Präsidentenamt wurde am Kreml der Ausnahmezustand erklärt: Am 6. Mai um 11 Uhr war der Kreml nicht wiederzuerkennen. Statt Touristengröppchen mit Fotoapparaten in der Hand schlenderten Soldaten, merkwürdige Menschen in schwarzen Anzügen, Musiker in Smokings und Chorsängerinnen übers Kopfsteinpflaster. Am Tag vor der Amtseinführung wurden noch ein paar Durchläufe geprobt, inklusive Parade, Chor und Orchester. Aber vor allem war es eine Probe für die Journalisten.

69 Kameras sollen den Amtsantritt des Präsidenten filmen. Einige stehen auf dem Boden, andere sind an Schultern oder Bauch der Kameralleute befestigt, wieder andere filmen den Platz von Hochhäusern aus. Der Staatssender Erster Kanal wird das Ganze aus einem Hubschrauber übertragen. Und das belgische Fernsehen hat, nach langen Verhandlungen, seine Kameras mit Seilen an den Kremlmauern befestigt.

Die Proben am Kreml laufen schon seit Ende April. Und das Lager des Ersten Kanals steht seit einer Woche auf dem Platz. Ein paar Autos und ein Zelt dienen als Stabsquartier. Dort gibt es WLAN, heißes Wasser, Wurst und Lunchpakete. An den Wänden hängen Anzüge (jeder, der auch nur zufällig ins Bild geraten könnte, muss dem Anlass entsprechend aussehen), Ankündigungen, Zeitpläne der Proben. Das Filmen der knapp einstündigen Amtseinführung wird schon seit hundert Stunden geprobt. Putin geht an der Parade

vorbei, dann Medwedew, die Zeremonie im Großen Kremlpalast, und wieder raus, am Schluss die Reden beider Präsidenten – und das immer und immer wieder.

Der Plan für die Kamerabewegung scheint nicht allzu kompliziert. Es gibt zwei Hauptakteure. Putin kommt aus einem Kremlgebäude und geht ins andere. Steigt rechts die Treppe des Großen Kremlpalastes hoch. Medwedew macht sich etwas zeitverzögert mit einer Eskorte vom Weißen Haus auf, und nimmt den anderen Eingang. Sie treffen sich drinnen. Nach der Zeremonie treten sie gemeinsam vor die Soldatenformation.

Auf dem Platz huschen knapp 50 Leute hin und her: Regisseure, Journalistinnen, Kameralleute, Cutterinnen, Sicherheitsleute, Soldaten. Namensschilder hat hier niemand, nach einer Woche Proben kennt man sich. Die Fernsehleute hören widerspruchslos auf die jungen Leute mit durchsichtigem Kabel hinterm Ohr. Alle – die Kameralleute, die Sicherheitsleute, die Soldaten – kommunizieren über Funkgeräte. Jemand schreit: »Die mit den Maschinengewehren hinter die Kameras!«, aber es tut sich nichts.

An der Parade vor dem Großen Kremlpalast sollen neun Militäzüge teilnehmen. Jetzt stolzieren ein Generalmajor und 30 Soldaten über den Platz, sie markieren Anfang und Ende des Zugs. Die Soldaten tragen Wintermäntel, der Major ist kreidebleich. »Gut, dass es kalt ist«, sagt der Kameramann neben mir, »vorgestern ist ein armes Kerlchen wegen der Hitze umgekippt.«

Zwischen den Soldaten laufen ein Dutzend Straßenfeger herum, alle haben ein untypisch slawisches Aussehen und tragen schicke grüne Uniformen. Auf dem Platz ist nicht ein Staubkorn, die Steine sehen wie gewaschen aus, trotzdem putzen die Straßenfeger hartnäckig irgendetwas aus den Rillen. Eine Frau im Anzug brüllt immerzu: »Auf den Bildern muss der Platz glänzen!« »Warum nehmen wir nicht gleich einen Staubsauger?«, fragt ein Straßenfeger. »Wegen denen da«, sagt die Frau und nickt in Richtung der Sicherheitskräfte.

»Straßenfeger, weg da, schnell! Wo sind die Präsidenten?«, ruft Natascha, eine dünne Frau in Jeans, sie führt Regie.

Die Präsidenten sind Statisten aus dem Sicherheitsdienst des Präsidenten, sie lungern auch hier auf dem Platz herum. Ein Mann mit dunklem Teint in Trenchcoat spielt Putin, gemeinsam haben sie nur das absolute Fehlen einprägsamer Merkmale. Ein lockiger, blutjunger Mann mit durchsichtigem Kabel hinterm Ohr und einem schrecklich listigen Gesicht ist Medwedew. »Die sehen doch ganz anders aus«, wundere ich mich laut. »Auf die Größe kommt es an«, erklärt mir der Techniker Ljoscha, der gerade den Regenschutz von den Kameras entfernt. »Es muss bis auf den Zentimeter passen, damit man die Kameras ausrichten kann. Putin spielt schon lange, aber find mal einen passenden Medwedew.«

»Putin, los!«, ruft Natascha. Der Sicherheitsmann geht gemäßigten Präsidentschrittes an der Aufstellung vorbei. Hinter der ersten Reihe der Soldaten läuft ein Kameramann parallel zu Putin, die Kamera ist seitlich an einer Spezialweste befestigt. Ein Helfer sichert ihn mit einer Hand um seine Taille. Gemeinsam krebzen sie im Gleichschritt und sorgen für Unmut. »Zwanzig! Ich sagte doch zwanzig Schritte! Noch mal!«

»Bist du dir sicher, dass Medwedew links von Putin läuft?«, fragt ein anderer Regisseur Natascha. »Sollen wir sie nicht umstellen?« »Bin ich. Noch mal!« Danach streiten die beiden lange darüber, wo das vergoldete Redepult hinkommt. Es geht um 50 Zentimeter, die das Bild offenbar wesentlich verändern.

Endlich geht der Major beherzten Schrittes zu den Statisten, rattert herunter: »Herr Präsident, die Parade zum Amtsantritt des Präsidenten der Russischen Föderation ist bereit.« Salutiert. Putin blickt in die nächste Kamera und bewegt ein paar Minuten tonlos die Lippen – die Abschiedsrede des Präsidenten. Die Kameraleute filmen konzentriert.

Während man das Licht verändert, stehen die Präsidenten auf der Treppe und blicken wichtigtuertisch zu den Soldaten herunter. »Gut, dass morgen die Sonne nicht scheint«, sagt Putin. »Sonst kneift man die Augen zu, das sieht nicht nett aus. Und so kann man entspannt gucken.« »Hmm«, erwidert Medwedew.

Der Regisseur kommt angerannt und erklärt den Präsidenten zum x-ten Mal, wer wo hinläuft und welche Kamera wann sendet. Die Sicherheitsmänner hören aufmerksam zu. Sie werden nämlich alles Putin und Medwedew erklären müssen.

»Hoffentlich bläut der ihnen alles richtig ein«, motzt Natascha. »Nicht wie beim Wirtschaftsforum in Petersburg – wir proben uns dumm und dämlich, stellen Deko auf, gießen eine Eisbahn fertig, positionieren Sicherheitskräfte, Kameras ... Putin steigt aus dem Auto, man erklärt ihm, dass er vor den Kameras da und da langlaufen soll, und der: ›Ich lauf doch nicht im Kreis!‹ Und marschiert geradewegs über die Eisbahn. Den Sicherheitskräften fällt die Kinnlade runter, und uns erst ...«

»Und was, wenn Putin niesen muss?«

Ljoscha schaut mich verständnislos an

»Oder Medwedew stolpert? Es ist doch alles live ...«

»Genau für den Fall«, erklärt mir Ljoscha stolz, »läuft die Liveübertragung solcher Events immer mit einer kleinen Verzögerung.«

Wie jetzt? Wir zerbrechen uns den Kopf, ob der freche rote Teppich keine Falten wirft, kein Extremist aus dem Busch hüpfte, der Präsident beim Amtseid bloß nicht stolpert ... Dabei hat der Film hier sowieso ein Happy End. Wozu also der ganze Stress?

Kapitel 2

Das Ende der Kindheit

Ich war gerade mit Freunden unterwegs, als Mama anrief und sagte, sie könne Wanja, meinen jüngeren Adoptivbruder, nicht erreichen.

Ich wollte nicht weg. Es war eine laue Sommernacht, man hörte mir zu, man mochte mich, ich hatte schon eine halbe Flasche Wein getrunken. Ich weiß nicht mehr, was ich ihr geantwortet habe, aber ich weiß noch, dass mein Tonfall etwas pampig war.

Ich machte mich trotzdem auf den Weg.

Langsam ging die Sonne auf. Ich nahm ein Taxi und rief die Polizei an. Wir rasten durch ganz Moskau, aus der gepflegten historischen Altstadt ins Dickicht der Plattenbauten am Stadtrand. Ich war verblüfft, wie groß dort die Bäume waren – sie waren riesig und reichten bis an die oberen Stockwerke heran.

Wanja lebte mal in Jaroslawl, mal in Kostroma. Er arbeitete als Weiß-der-Geier-was. Meine Schwester sagte, eine Zeit lang habe er für Geld mit Männern geschlafen. Über die Maifeiertage hatte er mit meiner Schwester die Wohnung getauscht. Sie war nach Jaroslawl gefahren, und er kam mit seinen Freunden in ihre Moskauer Mietwohnung.

Ich stieg die Treppe hinauf. Vor der Wohnungstür standen Polizisten. Sie warteten auf die Feuerwehr, um die Tür aufzubrechen.

Die Feuerwehr kam und sagte, dass sie die Tür nicht aufbrechen werde, solange der Eigentümer nicht vor Ort sei. Der Eigentümer war ein alter Mann, der auf seiner Datscha wohnte. Wir hatten nicht mal seine Nummer.

Ich sagte: Mein Bruder ist dadrin, wenn Sie nicht sofort die Tür aufbrechen und ihm dadrin irgendetwas passiert, bringe ich Sie wegen unterlassener Hilfeleistung hinter Gitter.

Ich glaubte natürlich nicht, dass ihm irgendetwas passieren könnte, aber es fühlte sich gut an, stark und erwachsen zu sein und die Bullen und Feuerwehrmänner einschüchtern zu können.

Die Männer schwiegen. Neben uns lümmelten noch zwei Freunde von Wanja herum und redeten irgendwelchen Blödsinn. Beide waren deutlich älter als Wanja. Sie waren kurz aus der Wohnung gegangen, um Alk zu kaufen, und standen nun vor verschlossener Tür. Einer hatte noch seine Tasche in der Wohnung, damit ging er allen auf die Nerven.

Ein Feuerwehrmann ging hinunter, schaute sich das Haus von außen an und sagte, man könne über den Balkon hinein.

Es vergingen mehrere Minuten.

Das Schloss quietschte von innen. Der Feuerwehrmann trat in den Hausflur, schaute an mir vorbei zur Treppe und sagte: »Nur Angehörige.«

Ich ging hinein. Wanja lag auf der Couch, er war komplett steif, sein Gesicht grünblau. Neben ihm lagen eine Tüte, ein Messer und eine Dose Feuerzeuggas.

Seine leibliche Großmutter weigerte sich, nach Moskau zu kommen. Sie verlangte, dass man ihn in ihrem Dorf beerdigt.

Wir entschieden, Wanja in Moskau zu beerdigen.

Jetzt habe ich auch ein Grab zum Besuchen, schoss es mir durch den Kopf.

Im Sarg hatte man ihn stark geschminkt, er sah überhaupt nicht aus wie er selbst. Seine Gesichtsknochen standen hervor, die Haare hatte man zurückgekämmt. »Er sieht aus wie ein Opernsänger«, sagte Mama.

Zur Beerdigung kam Wanjas Cousine – sie hatte das gleiche Gesicht wie er, die gleichen Augen. Auch sie war als Kind im Heim gewesen, wie er zunächst auch. Ich hatte gar nicht gewusst, dass er eine Cousine hatte.

Er hatte Bruchrechnen nie verstanden. Konnte Uhren mit Ziffernblatt nicht lesen. Imitierte Stimmen – in der Schule hatte er ein »gut« in Englisch, obwohl er kein Wort verstand, er sprach dem Lehrer einfach nach. Außerdem konnte er fremdsprachige Lieder singen. Er tanzte gern.

Mama hat immer gesagt: Meinen ersten Enkel kriege ich von ihm, nicht von euch Mädels.

Der Sarg war innen weiß.

An Wanjas Stirn klebte ein Zettelchen mit einem Gebet.

Wanjas Freunde traten zu mir und sagten, er habe sich ernsthaft mit Magie beschäftigt. Sie gaben mir ein Büchlein mit handgeschriebenen Zaubersprüchen. Zum ersten Mal sah ich seine Handschrift – sie erinnerte an die Schrift eines Grundschülers. Verschieden große Buchstaben kletterten übereinander.

Ich ging zum Sarg und legte das Büchlein neben seine Füße. Dorthin, wo eigentlich ein Säckchen mit gesegneter Erde hinkommt.

Ich dachte immerzu: Jetzt bin ich erwachsen. Jetzt bin ich erwachsen.

Danach kamen noch Unmengen Papierkram.

Dann war auch das vorbei.

Und ich hatte keinen Bruder mehr.

Ich war nie wieder an seinem Grab. Ich konnte einfach nicht.

Irgendwo auf meinem alten Laptop habe ich noch ein Foto von ihm. Darauf sieht er ganz klein aus, wie er neben mir sitzt, mit einem Bier in der Hand. Er lächelt und schaut ruhig in die Kamera. Meine Schwester hat einen Clip gemacht: eine Diashow mit seinen Fotos, untermalt von dem Lied »Auch du wirst mich verraten«.

Meine Schwester Sweta ist auch adoptiert. Zu dem Zeitpunkt, als Wanja starb, hatten wir fast gar keinen Kontakt. Sie trank sehr viel, klaute, log, rannte von zu Hause weg, stieß alle von sich, die ihr helfen wollten. Ich glaubte nicht, dass sie vorhatte zu überleben. Auf Wanjas Beerdigung hatte sie ein verquollenes Gesicht, ihr Kopf war rund und riesig. Ihr Hals konnte das Gewicht nicht halten, des-

wegen nickte Sweta immerzu. Sie warf eine Handvoll Erde auf den Sarg und steckte sich wie ein kleines Kind die schmutzigen Finger in den Mund.

Nach Wanjass Tod hörte sie auf zu trinken und herumzustreuen. Sie schrieb sich an der Juristischen Fakultät ein, und wurde später Fotografin. Heute ist sie eine intelligente, erwachsene Frau, in der zu viel Ruhe und Schwermut wohnt. Offenbar hat Wanja ihr das Leben gerettet.

Leben in der Ruine

25. Mai 2011

Die 13-jährige Katja ist von ihrem Ex-Freund Gleb schwanger. Jetzt schon im zweiten Monat.

»Treib ab«, sagt Maga. »Ruinier dir nicht dein Leben. Du hast ja nur das eine.«

»Meine Mutter sagt, wenn ich abtreibe, bringt sie mich ins Heim. Oder hierher, und schubst mich in den Schacht, von wegen, ich wär von selbst reingefallen. Und Großmutter sagt, wenn ich ihr ein Kind anschleppe, schmeißt sie mich raus.«

Katja lebt bei ihrer Großmutter, weil ihre Mutter trinkt. Sie hat Katja mit 15 bekommen, die ersten drei Lebensjahre hat Katja im Heim verbracht. Die hübsche Familiengeschichte geht folgendermaßen: Die Großmutter zwingt Katjas Mutter, Katja wegzugeben. Als die Mutter volljährig wird, bedroht sie Katjas Großmutter mit einem Messer und zwingt sie, die nötigen Papiere zu unterschreiben, um Katja zurückzubekommen.

»Das bereut Großmutter bis heute, dass sie mich zurückgeholt haben«, sagt Katja und nippt an ihrem Alkopop.

»Du solltest im ersten Trimester nicht trinken«, sagt Maga.

»Da ist sowieso ein Spacko drin. Ist vielleicht sogar besser so, dann darf ich ihn wahrscheinlich weggeben. Oder noch besser, ich krieg eine Fehlgeburt.«

»Für eine Fehlgeburt musst du Wodka trinken, kein Alkopop«, mischt sich sachkundig die kleine Anja ein.

»Ich kenne ein gutes Krankenhaus. Da machen sie es vernünftig für nur 15 Riesen. Das ist nicht teuer! Ich hab es für 25 gemacht – sogar mit Nachversorgung«, sagt Maga.

Maga ist 17, sie hat vor einem Jahr abgetrieben. Ihr Freund musste zum Armeedienst, zur selben Zeit hat sich herausgestellt, dass sie schwanger ist. »Er hat mir Geld gegeben und gesagt: Wenn du es machen willst, dann mach es. Ich hab darüber nachgedacht. Aber wer holt mich vom Krankenhaus ab? Meine Mutter ist lieb, aber sie hat mir auch gesagt: Ich hocke nicht mit deinem Kind zu Hause.«

Das Gespräch findet auf dem Balkon im zweiten Stock des VKC statt, so nennt man hier diese Ruine: Verlassenes Krankenhaus Chowrinsk, kurz VKC. Drei Betonflügel, die allmählich im Erdboden verschwinden. Hinter uns lärmt ein bunt gemischtes Grüppchen, ein gutes Dutzend Leute, zwischen zehn und 30 Jahre alt. VKC-Bewohner, »Stalker«, »Digger«, »Todgeweihte«, »Wächter«, »Gespenster« ...

Der Bau dieses riesigen Gebäudekomplexes (1300 Betten) wurde 1980 begonnen und 1985 wieder eingestellt. Angeblich ist die Finanzierung ausgelaufen. Eine andere Version lautet, Grundwasser sei durchgesickert oder der Fluss Lichoborka übergelaufen, der unter dem Gebäude verrohrt worden war. Als die Baumaßnahmen eingestellt wurden, waren drei zehnstöckige, sternförmig angeordnete Gebäude fertiggestellt: Die Fenster verglast, die Krankenzimmer fertig, sogar die Betten waren schon geliefert worden. Fehlten nur noch Aufzüge und Treppengeländer. Bis Anfang der 1990er wurde die Baustelle bewacht. Dann stellte man den Wachdienst ein, und für ein paar Jahre war das VKC ein Selbstbedienungsladen für die Einheimischen, wenn es um Baumaterialien ging. Sie haben restlos alles rausgetragen.

2004 gab es einen Beschluss der Moskauer Regierung, den Bau wiederaufzunehmen. Die Ausschreibung gewann Medstroj-Inwest, aber die Restaurationsarbeiten wurden nie aufgenommen. Nach zwanzig Jahren Witterung und Plünderung war da nicht mehr viel zu restaurieren.

Die unteren Stockwerke des VKC stehen unter Wasser, der Kellerboden ist bedeckt mit Eis, das nicht schmilzt. Die Wände sind von

Graffiti überzogen, das kollektive Unbewusste bricht sich Bahn: »Patrioten = Idioten«, »Ave Satan«, »Strogino rules«¹, Liebesgeständnisse, Gedichte, Flüche, Namen. Während die Regierung den unfertigen Bau von einer Akte in die andere schob, besiedelten ihn diejenigen, für die es draußen keinen Platz gibt.

Im zweiten Stockwerk eine weitere dicht gedrängte Gruppe: 15 Leute stehen auf einem kleinen Balkon oder sitzen auf seinem Geländer und lassen die Beine nach unten baumeln. In der Mitte gibt es einen »Tisch«, improvisiert aus Ziegeln und Brettern, mit einem Haufen Taschen drauf. Ein zweiter Tisch, ein richtiger, steht an der Hauswand. An dem sitzen die Pärchen.

Zwei Anderthalb-Liter-Flaschen Alkopops werden rumgereicht.

Die meisten hier sind keine 15. Das Gebäude kennen sie wie ihre Westentasche, sie wissen, wie sie in den dunklen Gängen der Polizei entwischen oder Touristen Geld aus der Tasche ziehen. Der Balkon im zweiten Stock wurde nicht zufällig als Partyplatz gewählt. Von hier sieht man den »Eingang«, ein Loch im Zaun mit Stacheldraht, der den Gebäudekomplex umgibt.

Durch dieses Loch kommen Gothics, abenteuerlustige Schulkinder, Stalker, Studentinnen, Paintball-Spieler. Der Eintritt kostet 150 Rubel. Im Preis enthalten ist eine Führung: Die Kinder gehen mit den Besucherinnen und Besuchern durchs Gebäude und binden ihnen hiesige Legenden auf.

Begleitet werden sie von den »Stellvertretern der Wache«. Die Wache selbst wird gerade von Maga repräsentiert, aber sie hat nicht vor, sich Touristen zu schnappen: »Früher hat das Gerenne noch Spaß gemacht, die Leute aushorchen, auf das Gebäude lauschen. Aber heute bringt man das Geld zu mir.« Es ist Pflicht, das ganze Geld an die Wache abzugeben, aber »wir teilen uns den Alk ja sowieso«. Etwas später sollen noch die anderen Wachen kommen: Rattenfänger, KriPo-Alex und der bullige Scheka.

Damit es keine Schwierigkeiten gibt, teilt die Wache ihre Einnahmen mit den Beamten von der hiesigen Polizeistation. Die sam-

meln ab und zu Schulkinder ein, die hier auch abhängen. Die Wachen schmeißen die Kids nicht raus, geben ihnen zähneknirschend Alk und Kippen ab, lassen sie Führungen veranstalten. Aber wenn die Bullen kommen, ist jeder auf sich allein gestellt. Sowieso ist hier jeder auf sich allein gestellt.

»Die haben 1,26 Promille bei Jumper und 0,9 bei Psycho gemessen«, erzählt Katja.

Jumper, ein Mädchen mit knallroten Haaren, verzieht das Gesicht. Sie ist 14, geht aber immer noch in die 7. Klasse – nachdem man sie im VKC geschnappt hat, hat sie einen Eintrag im Jugendstrafregister bekommen und wurde ein Jahr zurückgestuft.

»Wenn du einen Bullen siehst, musst du ›Drache‹ brüllen«, erklärt Psycho. »Dann dreht er sich um, und du kannst abhauen.«

»Die haben mich und Katja aufgegriffen und ins Krankenhaus gebracht«, erzählt Jumper weiter. »Katja wurde nach drei Tagen von ihren Alten abgeholt, ich erst nach vier. Dafür hab ich ihre ganze Scheiß-Abteilung auseinandergenommen.«

»Wann war das?«

»Na damals, als sie Scheka durchgenudelt haben.«

Durchnudeln nennen die Jugendlichen hier eine Vergewaltigung.

Die Jungs spielen mit ihren Messern, hier hat jeder eins, meistens sind es Trophäen, die nichts ahnenden Touris abgenommen wurden.

Katja und Psycho verschwinden in den dritten Stock.

Und wieder geht es um Katjas Situation:

»Sie hat doch Geld für Alk und Kippen«, sagt Maga. »Wenn auch nur 100 oder 150 Rubel, aber immerhin. Ich könnte ihr was leihen, wenn sie fragen würde. Wir können ihr auch was von den Einnahmen der Führungen geben.«

»Die kann doch Plakate kleben«, schlägt Jumper vor.

»Ich arbeite bei Rostix, seit ich zwölf bin«, mischt sich Slam ein.

»Ja, Grubenarbeiter, du bist unser Held.«

Grubenarbeiter nennen sie Slam, weil er Tunnel-Piercings in den Ohren hat: zweieinhalb und drei Zentimeter. Aber sein Kampfname Slam gefällt ihm deutlich besser.

Slams Bruder ist Profiboxer und war im Tschetschenienkrieg. Slam hat großen Respekt vor ihm.

»Wenn ich in der ersten Klasse mal ne schlechte Note hatte, hat er gleich gesagt: ›Runter auf den Boden, Liegestütze.« Erst zehn, dann hundert Mal. ›Wenn du keine Liegestütze mehr schaffst, dann machst du Kniebeugen.« Er hat mir süße Kondensmilch gegeben, damit meine Muskeln wachsen. Bis zur fünften Klasse haben sie mich in der Schule immer vermöbelt, und dann ich sie.«

Ein guter Schüler wurde aus Slam trotzdem nicht. Dafür war er fast Meister im Kickboxen. Aber dann zog er sich eine Schulterverletzung zu, zwei Jahre durfte er keinen Sport machen und ist im VKC gelandet. Seine Geschichte gleicht denen vieler anderer. Unversehrte gibt es hier nicht.

Zu seinem Bruder hat Slam immer noch Kontakt. Zu seiner Mutter nicht. »Die brüllt mich immer an, das mag ich nicht.«

»Ich bin hier eine Legende«, schreit Slam. »Sage es ihnen, Jumper!«

»Er ist hier eine Legende«, sagt Jumper ganz ernst.

»Wer steht hinter Slam? He, Jumper!«

»Das ganze VKC.«

»Geeenau! Hast du es gehört?! Hast du?! Weil ich eine Legende bin! Eine Legende! Ich mach jeden platt!«

Als Beispiel für einen »perfekten Schlag« erzählt Slam, wie er seine Freundin aus Twer geschlagen hat.

»Die halbe Fresse war geschwollen, die Gefäße aufgeplatzt ... und das von einem Schlag! Ich sollte sie übrigens mal besuchen fahren, die ist wahrscheinlich sauer.«

»Der Pathologe ist der einzige Arzt, der dich nicht umbringt«, erzählt Schamane den andächtig lauschenden Kindern.

Schamane ist über 30. Aufgedunsenes rotes Gesicht, fettige Haare, schwarze Lederjacke. Er hat drei kleine Kinder und ein

viertes »im Bauch«. Er trinkt viel. Er war als Soldat in Tschetschenien, jetzt rennt er mit einer Alkoholpsychose durchs Gebäude und schlägt mit einem eingebildeten Gewehrschaft um sich. Außerdem kann er einem das »Energiefeld richten«, indem er mit den Händen durch die Luft vor dem Gesicht gleitet. Daher auch sein Name.

Die Wachen mögen ihn nicht – er beschleißt bei den Einnahmen. Dafür scharen sich die Kinder um ihn, die lernen wollen, wie man Führungen gibt. Das Recht, Führungen zu geben, muss man sich hier erst verdienen.

Vor dem Gebäude taucht eine Stalker-Truppe auf: vier junge Männer in Tarnanzügen. Einer hat eine Gasmaske unterm Arm. Maga und Schamane gehen mit einem zwölfköpfigen Gefolge aus kleinen Jungs zu ihnen nach unten. Das Gespräch läuft immer nach dem gleichen Muster: »Wer seid ihr?«, »Das Gelände ist gesperrt und wird bewacht«, »Sollen wir die Wachen rufen?«, »Wollt ihr aufs Polizeirevier?«. Die Forderung, sofort 150 Rubel zu zahlen, nehmen die Jungs gelassen auf. Sie zahlen und wollen, dass man ihnen Nemostor zeigt.

Nemostor ist ein Zimmer im Tiefparterre, eine der VKC-Legenden. Angeblich war mal eine gleichnamige Gruppe Satanisten im Gebäude unterwegs und hat Menschenopfer dargebracht. Irgendwann sei die Polizei die Morde leid gewesen, Spezialkräfte hätten das Gebäude umzingelt, die Satanisten in einen gefluteten Keller getrieben und die Balken vom darüber liegenden Stock gesprengt.

»Ist das wahr, dass sie die mit Granaten hochgejagt haben?«, fragt einer der Touristen.

»Als ich 1981 noch im Krankenhaus in der Pathologie gearbeitet habe ...«, beginnt Schamane und macht eine dramatische Pause. »Mein Abteilungsleiter war damals vor Ort, der hat erzählt, dass sie die Leute schon tot zu uns gebracht haben, und Werkzeug für die Organentnahme. Das alles hatte der FSB organisiert ...«

Nemostor unterscheidet sich nicht groß von all den anderen Zimmern: Staub, Schotter und Sonnenlicht, das durch die Mauerdurchbrüche der Fenster fällt. An den Wänden: Pentagramme und

Lobeshymnen auf Satan in Altkirchenslawisch und Englisch mit grauenhaften Grammatikfehlern. Hier feiern die VKC-Bewohnerinnen und -Bewohner Neujahr.

»Der letzte Satanist war 2007 hier drin«, erzählt mir Maga leise. »Unsere Jungs haben ihn im Keller aufgeschnappt. Oh Mann! Die Visage vollgeschmiert mit weißem Mehlzeugs, schwarze Augenringe. Wir fragen ihn: Wie heißt du, Scherzkeks? Und er so: Sin-san. Da hat Scheka ihm ein paar reingehauen, er gleich: Serjoscha heiße ich, Serjoscha! Das halbe Polizeirevier hat sich später darüber totgelacht.«

Satanisten sind listig. Manchmal mogeln sie sich ins Gebäude und schminken sich erst, wenn sie drin sind. »Und dann rennen sie mit Messern durchs Haus, einen haben wir sogar mal mit einer Machete aufgegriffen.«

Zur Standardführung gehören neben Nemostor noch das Kraj-Memorial (eine Gedenkstätte für einen in den Schacht gestürzten Schüler), »der Flur der Filmemacher«, der voller Bauschaum ist (»Das ist euer Hirn, das sind eure Gedärme, das sind eure Köpfe«), das Dach und der Keller, der unter Wasser steht und in dem bis heute »die Leichen der Satanisten rumschwimmen«.

Wir gehen »nach unten in die Minus-Stockwerke«, die Untergeschosse, um uns das Hündchen anzusehen. Das Hündchen ist schon lange tot. Haut, Knochen liegen da. Schamane stochert mit einem Stäbchen in den Knochen herum, hält eine Vorlesung in Hundeanatomie. Die Touristen filmen den Hund mit ihren Smartphones. »Der hat zusammengebundene Pfoten!«, bemerkt einer.

»Ich weiß auch, wer die zusammengebunden hat«, murrte Maga.

Maga kam mit 15 ins VKC. Damals kam ihr Freund ums Leben, und sie hat einen Monat in der Geschlossenen verbracht. »Was heißt kam ums Leben?! Umgebracht haben sie ihn. Jemand hat die Bremsflüssigkeit aus seinem Auto abgepumpt. Er war mit einem Freund unterwegs. Als ihm klar wurde, dass er nicht bremsen kann, ist er auf seiner Seite in einen Pfosten reingeknallt, der Freund ist am Leben geblieben. Meiner war auch nicht sofort tot,

erst im Krankenhaus, da ist eine Krankenschwester raus zum Rauchen, üble Geschichte. Er war eigentlich unterwegs zu mir auf die Datscha.«

Jetzt ist sie 17, obwohl die meisten VKC-ler der festen Überzeugung sind, sie sei deutlich älter. Ein Funkgerät am Gürtel, Tarnfarben, lange Haare, durchdringender Blick, ein ruhiges Lächeln. Vollkommene Furchtlosigkeit. Vor einem Jahr, als »40 Dagestaner mit Messern« ins Gebäude kamen, hat Maga sie allein in Schach gehalten, bis »Verstärkung« kam.

Ein Semester lang hat sie Medizin studiert, dann das Studium geschmissen.

»Ich hab kapiert, dass mir Menschen scheißegal sind ... fremde Menschen sind mir scheißegal. Wozu soll ich sie retten ... Und einen Eid müssen Ärzte auch ablegen. Ein Eid ist voll nicht mein Ding. Sonst wäre ich noch eins von diesen ignoranten Klinik-Miststücken geworden«, erklärt Maga.

Im Sommer will sie ein Studium im Verwaltungswesen anfangen. Bis August muss sie noch warten, dann wird sie 18: »Ich will meine Mutter da raushalten.«

Von den anderen Jugendlichen kommt verständnisvolles Schweigen. Alle hier wollen ihre Eltern aus ihren Berufsplänen heraushalten. Oder genauer gesagt, ganz aus ihrem Leben. Ein Mädchen drückt es so aus: »Mir reicht deren Anwesenheit in meiner Geburtsurkunde.«

»Für mich hat meine Mutter schon entschieden, dass ich Bulle werde. Die schreit rum: ›Was anderes kommt gar nicht infrage.« Scheißsäuferin. Ich will aber Archäologin werden«, sagt Lisa. »Im Sommer fahre ich zu den Woronino-Höhlen.«

»Sie schlägt dich doch seit einem halben Jahr nicht mehr. Vielleicht renkt sich alles wieder ein«, sagt Anja. »Sonst musstest du immer mit blauen Flecken in die Schule, weißt du noch?«

»Ich hab mal nachgezählt ...«, sagt Lisa plötzlich. »Ihre ganzen Fehlgeburten und Abtreibungen miteingerechnet ... hätte ich heute neun Brüder und Schwestern.«

»Ja, und?«

»Nichts und!«

Dimas torkelt auf den Balkon. Ein 17-jähriger Tollpatsch, Nytschkas kleiner Bruder. Er brüllt: »Wo ist sie?«

Irgendwo im Gebäude versteckt sich Simka, seine Freundin. Sie hatten Streit, und jetzt hat Dimas die Absicht, »ihr den Hals umzudrehen«.

Er ist betrunken und vollkommen außer sich.

Nytschka und Slam versuchen ihn festzuhalten.

»Du bist nicht Slam, ein Haufen Scheiße bist du!«, brüllt Dimas.

Sie prügeln sich. Dimas schubst Slam, der schneidet sich die Hand an den Scherben auf dem Boden auf. Dimas greift Nytschka an die Kehle.

»Ich brech dir alle Knochen.«

»Ja, und? Was dann?«, fragt sie vollkommen ruhig.

Dimas lässt sie wieder los, geht weg. Kurze Zeit später taucht er auf dem Dach auf. Wir gehen in den dritten Stock des Seitenflügels, von dort sieht man ihn besser. Er läuft ganz am Rand, schwingt immer wieder ein Bein über den Abgrund.

»Der springt nicht«, sagt Nytschka ruhig. »Also schon, aber nicht heute, und nicht wegen der. Er liebt sie nicht.«

»Diese hier ist neulich geflogen!«

Die betrunkene Taja windet sich in den Armen ihres Freundes Tjoma. Tjoma ist ein ernster Lockenkopf, er versucht, sie festzuhalten. Beide sind 15.

»Taja, leg dich hin. Mach die Augen zu und bleib still liegen.«

»Fick dich, du Arschloch, ich bin nicht besoffen!«

Taja ist auf der Flucht vor den Bullen aus dem dritten Stock gesprungen.

»Wie?«

»Na, mit Anlauf«, sagt Taja grinsend und schaut mir herausfordernd in die Augen. Plötzlich wird mir klar, dass sie tatsächlich gar nicht so betrunken ist.

»Unter Schock ist sie noch 200 Meter gerannt und hat sich im

Gebüsch versteckt ... Verletzungen der Wirbelsäule, der inneren Organe ... Taja, lieg still! Da hinten ist sie aufgekommen.«

Unten ist ein Haufen kaputter Äste, Betonstahl und Ziegelsplitter zu sehen, spärlich von Gras bedeckt.

»Sie kriecht halt lieber, als sich von den Bullen einfangen zu lassen«, erklärt Tjoma stolz. »So ist sie eben.«

»Ich bin auch mal aus dem dritten Stock in einen Schacht geknallt«, erzählt Jena. »Aber auf den Rücken, auf meinen Rucksack drauf. Im Rucksack war eine Dose Strike. Die ist aufgeplatzt! Hätte ich mir lieber mal ein Bein gebrochen!«

Dimas kommt runter, um sich »zu verabschieden«. Er schaut einmal in die Runde, umarmt die Jungs und küsst die Mädchen. Geht wieder die Treppe rauf. Niemand versucht, ihn aufzuhalten.

Wieder läuft er am Abgrund auf dem Dach herum, hält ab und zu mal inne. Mir wird allmählich schlecht.

Plötzlich steht Simka in der Tür, eine zierliche, hübsche 16-jährige junge Dame. Nytschka wechselt ein paar Worte mit ihr, alles ohne Eile, dann ruft sie hoch: »Dimas, hier ist jemand, der dich sprechen will.«

Dimas kommt runter: »Wer will mich sprechen?«

»Sie.«

»Ich sehe niemanden.« Dimas schaut stur an ihr vorbei. »Weißt du, ich stand am Abgrund, war sogar mit einem Bein schon drüber, aber dann dachte ich mir: wegen dieser Schlampe ...«

»Gut gemacht!«, ruft Nytschka ihrem Bruder zu. Dimas stürzt auf sie zu.

»Du musst dich bei mir entschuldigen«, sagt er zu Nytschka.

»Ich?!«

»Wer hat denn gerufen: Spring, Bruder, spring, wir warten unten?«

»Ich sicher nicht.«

»Du hast gesagt, ich würde sie nicht lieben ... aber ich liebe sie wohl. Entschuldige dich.«

»Nun, tut mir leid.«

»Ich hab schon ganz am Rand gestanden. Wollte den nächsten Schritt machen. Aber für diese Frau ...«

Simka drückt sich an ihn. In ihren Augen ist eine bemerkenswerte, strahlende Leere.

Das Gebäude bietet viele Möglichkeiten zu sterben. Links und rechts vom Flur sind Schluchten, einen halben Meter breit, an einigen Treppen bröckeln die Stufen, von der Decke hängt spitzer Betonstahl, in den Wänden klaffen Durchbrüche. Auf dem Boden lassen Ziegelbrocken und verbogene Eisenbolzen einen leicht stolpern. Aber vor allem sind da die tiefen Schächte der Aufzüge – um diese Schächte herum gibt es keine Mauern, da sind einfach nur Löcher in der Mitte eines dunklen Flures. Durch die Fenster fällt Licht in den Flur, so erscheint er ziemlich harmlos.

Die VKCler zählen gern die Namen derer auf, die sich Brüche zugezogen haben, zu Tode gestürzt oder verschollen sind. Die Todesnähe, die Möglichkeit des Abgangs, eines Auswegs, der sich direkt vor deinen Füßen auftut, das alles scheint ihnen zu gefallen.

Die Pulsadern haben sich alle schon mal aufgeschnitten. Aber die Narben zeigt man hier nicht gern, Narben stehen für Scheitern.

»Du nimmst dir eine Dose und machst mit einem Stein Metallstreifen daraus, richtig scharfe ...«

»Pulsadern aufschneiden ist sinnlos. Die Narben stehen keinem. Die meisten wollen nur Aufmerksamkeit, deswegen machen sie so einen Scheiß.«

»Genau, wir haben hier einen Jungen, Fedja. ›Ich bring mich um, ich bring mich um‹, schrie er, und wir so: ›Mach doch!‹ Der nimmt das Messer, legt es an den Arm, und ... nichts. Der hat nicht die Willenskraft, sich umzubringen.«

»Das ist einfach das Wetter.«

»Wenn es einem Menschen gut geht, interessiert sich niemand für ihn.«

»Es gibt Freunde, vor denen sollte man nicht weinen – zu gefährlich.«

»Ich war acht, als mein Vater gestorben ist. Herzinfarkt. Mama sagte zu mir: Komm her. Aber ich bin in mein Zimmer gerannt, habe das Bett vor die Tür geschoben und einen Monat vor der Tür geschlafen.«

»Ich habe Angst, dass ich weinen muss«, sagt Anja. »Keine Ahnung, warum, aber am meisten habe ich Angst zu weinen.«

»Kommt her, ich versöhne euch mal«, sagt Maga, und nimmt Dimas und Simka beiseite.

»Amphetamin knallt eine Stunde. Ist gut für Partyvolk. Macht gute Laune, nach einer Weile haut es richtig rein, aber nicht zu krass ...«

Sie flüstern, gehen weg, kommen nach zehn Minuten wieder.

»Sim, unter deiner Nase«, ruft Jumper.

Simka zieht schnell die Nase hoch, reibt sich den Nasenrücken, dreht sich weg.

»Hat sie doch das ganze Beweismaterial eingeatmet«, lacht Dimas.

»Also, passt auf,« erklärt Maga ernst. »Ich gebe euch zehn Tütchen, und ihr bringt mir zehn Riesen. In jedem Tütchen ist ein Gramm. Ein Gramm macht einen Tausender, kapiert? Ihr könnt es strecken, aber schaut euch den Käufer genau an. Ist es ein Trottel, streckt ohne zu zögern. Hauptsache, es gibt keine Beschwerden wegen der Qualität.«

Sie verstauen die Tütchen, kleine Plastikbläschen, in den Rucksäcken.

»Für uns selbst ist immer was zum Schnupfen da, nur keine Angst«, sagt Maga.

»Also ich bin clean«, sagt Slam. »Manche sind richtig überrascht darüber, sagen: Du bist ein Rekordhalter, vier Tage! Ich rauche nicht, ich ... Maga, streichle Slam, Slam geht es nicht gut. Kann ich hier bei dir bleiben?«

»88 ist unser Codewort! Sieg oder Tod!«, brüllt Dimas.